

Mehr Emotionen und Tugenden als kognitive Stufen

Skizze der aktuellen Moralphychologie

Seitdem Hominiden miteinander interagierten, stellten sich ihnen Probleme, die als moralisch qualifizierbar sind: Nach welchen Kriterien soll die Jagdbeute verteilt werden (Gerechtigkeit)? Wer bestimmt, zu welchen Jagdgründen weitergezogen wird (Autorität)? Wie ist mit einem Gruppenangehörigen umzugehen, der Normen übertreten hat (Sanktionen)? Obschon der Alltag voll von moralischen Problemen steckt, gilt explizite Moralphychologie erst seit einigen Jahrzehnten als »neuer Ast am Baum der Psychologie«¹. Gründe dafür gibt es mehrere: »Moral« assoziierte sowohl an Philosophie als auch an Theologie, Disziplinen, von denen sich die akademische Psychologie abzugrenzen trachtete. Zumal der Behaviorismus fokussierte auf das messbare Verhalten, weniger auf mentale Zustände, sowie darauf, ob Praxis ethisch angemessen ist oder nicht. Hinzu kommt, dass der »Moral« das Odium anhaftete, etwas Bürgerliches zu sein, wovon sich die gesellschaftskritische 68er-Generation, die viele Psychologen hervorbrachte, distanzierte.

Wesentlich inspiriert wurde Moralphychologie durch Jean Piaget und Lawrence Kohlberg.² Sie begründeten den kognitiven Zugang und beschrieben Stufen der moralischen Urteilsentwicklung, die nicht unumstritten blieben. Aktuelle Entwicklungen innerhalb des kognitiven Ansatzes erörtert Abschnitt 1. Obschon Kognition und Emotion untrennbar miteinander verflochten sind, lässt sich in der Moralphychologie auch ein emotionaler Ansatz unterscheiden, der – nach der emotionalen Wende innerhalb der Psychologie³ – in den letzten Jahren intensiv beforscht wurde, speziell von Jonathan Haidt, der den bahnbrechenden Aufsatz »The emotional dog and its rationale tail« schrieb: In der Moral seien die Emotionen wie der Körper eines Hundes, die Rationalität nur der Schwanz⁴ (Abschnitt 2). Rege psychologische Aufmerksamkeit zieht neuerdings ein klassischer Topos der Moralphilosophie und -theologie

1 John M. Doris (Hg.), *The moral psychology handbook*, Oxford 2010.

2 Horst Heidbrink, *Einführung in die Moralphychologie*, Weinheim ²1996, 9.

3 Einen starken Einfluss übte der Weltbestseller aus: *Daniel Goleman*, *Emotionale Intelligenz*, München ¹⁵2001.

4 Jonathan Haidt, *The emotional dog and its rationale tail: A social intuitionist approach to moral judgment*. In: *Psychological Review* 108 (2003), 814–834.

auf sich: die Tugenden,⁵ speziell in der positiven Psychologie, die weniger bei psychischen Defiziten als vielmehr bei den Stärken ansetzt (3).⁶ Ebenfalls intensiviert wurde die Evolutionspsychologie der Moral, die entsprechendes Verhalten aufgrund der bisherigen Geschichte des Lebens, des tierischen wie des menschlichen, zu erklären versucht, oft kombiniert mit neuropsychologischen Erkenntnissen (4). Moralpädagogische Skizzen runden den Beitrag ab (5).

1 Kohlberg and beyond

Ein unbestrittener Pionier der Moralphychologie ist Jean Piaget, der, beeinflusst von Emile Durkheim, unter Moral die Achtung vor sozialen Regeln verstand und raffiniert untersuchte, wie sich bei Kindern sowohl die Regelpraxis (des Murnelspiels) als auch das Regelbewusstsein herantildet.⁷ Vereinfacht formuliert entwickeln sich Kinder aus einem Zustand der autoritätshörigen Heteronomie in Richtung Autonomie, wenn sie, typischerweise ab dem zehnten Lebensjahr, fähig werden, selber Regeln zu kodifizieren und sich an diese zu halten. An Piagets genetischen Strukturalismus knüpfte Lawrence Kohlberg an,⁸ der die Moralphychologie über mehr als eine Generation dominierte.⁹ Seine sechs Stufen in der Entwicklung des moralischen Urteils finden sich mittlerweile selbst in Religionsbüchern für das Gymnasium¹⁰ – also für Heranwachsende typischerweise auf Stufe 3, obschon dem theoretischen Anspruch nach allenfalls die nächsthöhere Stufe begriffen werden kann. Präkonventionell sind die Stufen 1 (Orientierung an Autorität, Sanktionsvermeidung) sowie Stufe 2 (egozentrischer instrumenteller Austausch). Sodann folgt Stufe 3 (Rollenerwartungen erfüllen, [Gruppen-]Beziehungen aufrechterhalten), und schließlich Stufe 4, auf der sich das moralische Urteil an Gesetz und Ordnung orientiert. Nur wenige erreichen das postkonventionelle Niveau und urteilen gemäß universalen ethischen Prinzipien wie dem Kategorischen Imperativ.

In den letzten Jahren geriet Kohlbergs Modell in dermaßen starke Kritik, dass das »Ende einer Aera« konstatiert wurde.¹¹ Publikumswirksam kri-

5 Christopher Peterson / Martin Seligman (Hgg.), *Character strengths and virtues. A handbook of classification*, Oxford 2004.

6 C.R. Snyder / Shane Lopez (Hgg.), *Handbook of positive psychology*, Oxford 2005.

7 Jean Piaget, *Das moralische Urteil beim Kinde*, Stuttgart 2015.

8 Lawrence Kohlberg, *Die Psychologie der Lebensspanne*, Frankfurt a.M. 2000.

9 Fritz Oser / Wolfgang Althof, *Moralische Selbstbestimmung. Modelle der Entwicklung und Erziehung im Wertebereich*, Stuttgart 1992.

10 Religionsbuch Leben Glauben Lernen, Wien 2007, 16.

11 Daniel Krebs / Kathy Denton, *Toward a more pragmatic approach to morality: A critical evaluation of Kohlberg's model*. In: *Psychological Review* 112 (2005), 629–649.

tisierte Carol Gilligan in den 1980er Jahren Kohlbergs Modell als einseitig maskulin bzw. diskriminierend gegenüber Frauen; doch die hitzige Diskussion um männliche versus weibliche Moral hat sich aufgrund differenzierender Publikation gelegt,¹² dies umso mehr, als Kohlberg Aspekte wie Fürsorge und Wohlwollen an die Seite der für ihn zentralen Gerechtigkeit gestellt hat.¹³

Viel tiefer in den Strukturkern von Kohlbergs Moralphyschologie traf die Kritik von Elliot Turiel.¹⁴ Er fragte amische Kinder, die zu strenger Ehrfurcht vor Gott erzogen werden, ob es fortan erlaubt wäre, zu lügen, wenn Gott dies sagen würde. Mehrheitlich verneinten sie. Aber wenn Gott anordnen würde, dass die Frauen künftig mit unverhülltem Haar ins Gotteshaus gehen, dürften sie das tun. Im ersten Falle handelt es sich um eine negative Pflicht, die aus der Sicht der Kinder nicht verletzt werden dürfe, im zweiten um eine Konvention, die geändert werden könne. Da Kinder diesbezüglich klar unterscheiden können, sei es unangemessen, ihre Moral als »präkonventionell« zu charakterisieren. Kohlbergs strukturalistischem Ansatz stellte er sein domänenspezifisches Konzept entgegen. Kinder könnten, viel früher als von Kohlberg zugebilligt, zwischen Konvention, Moral, Sozialem und Persönlichem unterscheiden, sodass sie als »moralisch, und nicht vormoralisch« zu würdigen seien.¹⁵ Eine analoge Kontroverse wurde in den letzten Jahrzehnten in der Post-Piagetschen kognitiven Entwicklungspsychologie ausgetragen. Bekanntermaßen vertrat der große Genfer den Anspruch, kognitive Entwicklung bestehe in der Formation immer komplexer werdender, übergreifender Strukturen, an die Inhalte aus der Biologie gleichermaßen assimiliert würden wie historische oder physikalische Fakten. Dem steht entgegen, dass Kinder, wenn sie über mehr biologisches Faktenwissen verfügen, weniger animistische Antworten geben, auch wenn sie noch in der präoperatorischen Phase stehen.¹⁶ Auseinandergehalten werden die Domänen intuitive Biologie, Physik und Psychologie; die Entwicklung in denselben verläuft keineswegs so synchron, wie von einem strukturalistischen Ansatz her zu erwarten wäre.

Besteht moralische Entwicklung wirklich darin, dass neue, komplexere Strukturen gebildet werden, die die vorausgegangenen ersetzen? Kohlberg selber war mit dem Problem konfrontiert, dass seine Probanden oft verschiedenen Stufen zugeordnet werden mussten. Bei Dilemmas zum persönlichen Trinken und Autofahren urteilten sie zumeist eine Stufe

12 Gertrud Nunner-Winkler, *Weibliche Moral*, München 1995.

13 Kohlberg (Anm. 8), 54.

14 Elliot Turiel, *The development of social knowledge. Morality and convention*, Cambridge 1983.

15 Melanie Killen / Judith Smetana (Hgg.), *Handbook of moral development*, New York 2014, 23f.

16 Sabine Pauen, Überlebt der Animismus? Kritische Evaluation einer Hypothese zum präkausalen Denken. In: *Zeitschrift für Entwicklungspsychologie und Pädagogische Psychologie* 29 (1997), 97–118.

tiefer als bei solchen zu sozialen Problemen. Er versuchte die strukturelle Konsistenz zu retten, indem er zwischen moralischer Urteilskompetenz und faktischer Performanz unterschied: Nicht immer erreiche letztere das an sich mögliche Kompetenzlevel.¹⁷ Krebs und Denton halten diese Erklärung für unzureichend und verweisen darauf, dass moralische Dilemmas aus der Geschäftswelt eher Stufe 2 aktivieren (instrumenteller Austausch), solche zu Ehe oder Partnerschaft Stufe 3 (Beziehungen) und solche zu Legalität Stufe 4 (law and order).¹⁸ Wenn dies bei einer gleichen Person zur gleichen Zeit der Fall sei, mache es wenig Sinn, inhaltsübergreifende und transsituational konsistente moralische Entwicklungsstufen zu behaupten.¹⁹

Eine weitere Kritik richtete sich an Kohlbergs Primat der Kognition: »Wir behaupten, dass die moralische Kraft in der Person kognitiv ist«, wobei die Affekte nicht bestritten werden. Aber: Diese besagen nichts über das moralisch Richtige oder Falsche.²⁰ Die Position Kohlbergs, gemäß der nüchtern abzuwägen ist, welche Gründe für oder gegen eine moralische Entscheidung sprechen, steht in einer langen philosophischen Tradition, die mit Sokrates und Platon begann, welche überzeugt waren, wer das moralisch Richtige erkenne, tue dies auch.²¹ Freilich, dieser Position ließ schon der griechische Dichter Euripides seine Medea entgegenrufen: »Vor welcher Tat ich steh, begreif ich wohl. Doch stärker als Vernunft ist Leidenschaft.«²²

Herausgefordert wurde das rationalistische Paradigma in der Moralpsychologie jüngst massiv, und zwar durch das sozial intuitive Modell von Jonathan Haidt.²³ Dieses setzt bei der Erfahrung an, dass Menschen in moralischen Situationen sogleich, ja fast automatisch wissen, was richtig ist, beispielsweise einer Meute, die einen Unschuldigen lynchen will, nicht zu verraten, wo sich dieser versteckt hat – was Immanuel Kant anders beurteilt hätte.²⁴ Haidt zufolge setzt das moralische Nachdenken erst hernach ein, zumeist bestrebt, das intuitiv Erkannte zu rechtfertigen. Intuition sei affektiv intensiver, überhaupt seien moralisch relevante Emotionen sträflich vernachlässigt worden.

17 Anne Colby / Lawrence Kohlberg, *The measurement of moral judgment*, New York 1987.

18 Krebs/Denton (Anm. 11), 633.

19 Vgl. Jeremy Carpendale, Kohlberg and Piaget on stages on moral reasoning. In: *Developmental Review* 20 (2000), 181–205.

20 Lawrence Kohlberg, *Die Psychologie der Moralentwicklung*, Frankfurt a.M. 1995, 331.

21 Zum Verhältnis moralisches Urteilen und Handeln, speziell in der Kohlbergschule: Wolfgang Althof / Detlev Garz (Hg.), *Moralisches Urteil und Handeln*, Frankfurt a.M. 1999.

22 Vers 1079.

23 Haidt (Anm. 4).

24 »Über ein vermeintes Recht aus Menschenliebe zu lügen«. In: *Immanuel Kant, Sämtliche Werke in sechs Bänden*, hg. von Wilhelm Weischedel, Frankfurt a.M. 1956, Band 4, 637–643.

2 Moralische Emotionen

Wenn eine Person Augenzeuge wird, wie einer anderen Unrecht angetan wird, kann sie das ungerührt registrieren, oder sachlich für falsch halten, oder in Zorn geraten. Letzteres erhöht die Wahrscheinlichkeit enorm, dass eingegriffen wird. Schon Aristoteles meinte, es sei moralische Schwäche, nicht zu erzürnen, wo es geboten sei.²⁵ Dass moralische Emotionen, in der Moralphysikologie zusehends reger untersucht, ein stärkeres motivationales Potenzial in sich haben als Kognitionen, ist gut gesichert.²⁶

Moralische Emotionen können auf das Subjekt selber bezogen sein, aber auch auf andere gerichtet.²⁷ Zu den ersteren zählt die Schuld, die in der Christentumsgeschichte oft überstrapaziert wurde – »*mea maxima culpa*« – und »maladaptiv« wird, wenn sich Menschen für Dinge schuldig fühlen, für die sie nicht verantwortlich sind, was bei Katholiken häufiger der Fall ist als bei Personen, die sich als spirituell verstehen.²⁸ Angemessene Schuld hingegen, eine »selbstbewusste Emotion«²⁹ und im Zugeständnis bestehend, etwas Falsches getan oder etwas Gebotenes unterlassen zu haben,³⁰ ist insofern adaptiv, als sie zum einen dazu motiviert, das Unrecht gutzumachen, zum anderen dazu, es zu unterlassen.³¹ Der Schuld nahe steht die Scham, die sich weniger auf ein konkretes Fehlverhalten bezieht, sondern in einer »negativen Evaluation des globalen Selbst« besteht, begleitet von Gefühlen der Inferiorität, Angst und Depressivität.³² Auf die eigene Person bezogen ist auch der Stolz, über Jahrhunderte hinweg die verwerflichste der Todsünden,³³ neuerdings Fokus vielfältiger psychologischer Forschung.³⁴ Zu Recht wird unter-

25 *Aristoteles*, Nikomachische Ethik 1126 a 5.

26 *Yanma Avramova / Yoel Inbar*, Emotion and moral judgment. In: *Advanced Review* 4 (2013), 169–178.

27 *June Tangney / Jeff Stuewig / Debra Mashek*, Moral emotions and moral behavior. In: *Annual Review of Psychology* 58 (2007), 345–372.

28 *Elizabeth Albertsen / Lynn O'Connor / Jack W. Berry*, Religion and interpersonal guilt: Variations across ethnicity and spirituality. In: *Mental Health, Religion & Culture* 9 (2006), 67–84.

29 *Jessica Tracy u.a.* (Hg.), *The self-conscious emotions. Theory and research*, New York 2007.

30 *Carlos Tilghman-Osborne u.a.*, Definition and measurement of guilt: Implications for clinical research and practice. In: *Clinical Psychology Review* 30 (2010), 536–546.

31 *Tamara Ferguson u.a.*, Shame and guilt as morally warranted experiences. In: *Tracy u.a.* (Anm. 29), 330–350.

32 *Fabrice Teroni / Julien Deonna*, Differentiating shame from guilt. In: *Consciousness and Cognition* 17 (2008), 725–740.

33 *Anton Bucher*, Geiz, Trägheit, Neid & Co in Therapie und Seelsorge. *Psychologie der 7 Todsünden*, Heidelberg 2011.

34 *Jessica Tracy / Richard Robins*, The nature of pride. In: *Tracy u.a.* (Anm. 29), 263–282.

schieden zwischen »hybridem Stolz« (bspw. auf die Herkunft), der hoch mit Narzissmus korreliert, und dem »authentischen Stolz« auf Dinge, die der Mensch selber erarbeitete. Letzterer korreliert positiv mit Selbstwert, Glück, sogar Gesundheitsvariablen, und er kann enorm motivieren. Ehrenamtliche in sozialen Organisationen engagierten sich umso stärker und gewissenhafter, je stärker sie das Item bejahten: »Wenn ich an die Arbeit denke, die ich in der Gemeinschaft verrichte, empfinde ich Stolz.«³⁵

Weitere moralische Emotionen richten sich auf andere, so Zorn, in der christlichen Tradition zu den sieben Todsünden gezählt, vom Philosophen Seneca für eine Geisteskrankheit gehalten, von Aristoteles für durchaus geboten.³⁶ Die jüngere Forschung brachte unter anderem zu Tage: Am häufigsten schwellen die Adern über den Schläfen, wenn Ungerechtigkeit registriert und Fairness verletzt wird, am stärksten, wenn gegen sich selber, aber durchaus auch bei anderen, je nahestehender sie sind, umso mehr; am wenigsten, wenn eine Freundin ungerecht behandelt wird, von der man verlassen wurde.³⁷ Zorn, speziell als moralische Entrüstung, motiviert enorm zu moralischem Handeln. Dies gilt auch für die moralische Erhebung, wenn moralische Exzellenz oder Schönheit wahrgenommen wird, etwa die selbstlose Hingabe von Mutter Theresa.³⁸ Sie kann motivieren, dem bewunderten Vorbild ähnlicher zu werden und das moralische Verhalten zu optimieren. Das Gegenteil davon ist der erst ansatzweise untersuchte moralische Ekel, der sich einstellt, wenn extreme Scheußlichkeiten registriert werden: Kindsmissbrauch, Demütigung, Rassismus.³⁹ Moralischer Ekel kann sich aggressiv gegen die Täter richten – nicht zufällig werden Pädophile in Gefängnissen häufiger schikaniert als Steuerhinterzieher –, aber auch dazu motivieren, solcherlei selber niemals zu tun. Als positive moralische Emotion gilt Dankbarkeit, für Cicero die Mutter aller Tugenden, das Wohlfühl, das sich einstellt, wenn Menschen eine unverdiente Wohltat zu Teil wird, das sich zu einer Haltung habitualisieren kann. Speziell im angelsächsischen Raum etablierte sich eine intensive psychologische Dankbarkeitsforschung,⁴⁰ die relevante Erkenntnisse erbrachte: dass Danken gesund ist, die Schlafqualität verbessert, materialistische Begierden, die unzufrieden

35 Aus Bucher (Anm. 33), 95.

36 Bucher (Anm. 33), 105–124.

37 Daniel Batson u.a., Anger and unfairness: It is moral outrage. In: *European Journal of Social Psychology* 37 (2007), 1272–1285.

38 Jonathan Haidt, Elevation and the positive psychology of morality. In: Corey Keyes u.a. (Hgg.), *Flourishing: Positive psychology and the life well lived*, Washington 2003, 275–289.

39 Paul Rozin u.a., Disgust. In: Paul Rozin u.a. (Hgg.), *Handbook of emotions*, New York 2007, 757–776.

40 Robert Emmons / Michael McCullough (Hgg.), *The psychology of gratitude*, Oxford 2004.

machen, reduziert, die Sozialbeziehungen verbessert, Glück nachhaltig erhöht.⁴¹

Nachdem die Moralpsychologie lange im Banne des kognitiven Paradigmas stand, erfolgte in den letzten Jahren eine emotionale Wende, die fast die Gefahr in sich birgt, Rationalität zu vernachlässigen. Faktisch sind moralische Emotionen und Kognitionen interdependent; letztere beeinflussen, wie wir uns fühlen (keine Schuld ohne Kenntnis von Normen), und Stimmungen beeinflussen, wie wir ethisch reflektieren. Positive Emotionen begünstigen utilitaristische Entscheidungen, was philosophiegeschichtlich insofern interessant ist, als der Utilitarismus das Prinzip vertrat, für so viele Menschen wie möglich so viel Glück wie nur erreichbar zu steigern. Valdesolo und DeSteno setzten das Dilemma auf der Fußgängerbrücke ein: Soll ein beliebter Mann von dieser auf das darunter befindliche Tramgeleise gestoßen werden, um mit seiner Körpermasse eine führerlose Straßenbahn aufzuhalten, bevor diese fünf Personen niedermäht, die sich nicht mehr vom Trassee entfernen können?⁴² Bei einer ersten Gruppe wurden zuvor positive Emotionen induziert, in der Kontrollgruppe nicht. Die »Glücklichen« fanden es häufiger angemessen, ein Leben zu opfern, um fünf zu retten.

3 Die psychologische Rehabilitierung der Tugenden

»Tugend«, maßgeblich von Aristoteles reflektiert und integraler Bestandteil der philosophischen und theologischen Ethik, assoziierte vielfach an ein gut bürgerliches Leben, Sparsamkeit und Treue; sie war kaum ein Thema der akademischen Psychologie. Aber seit vor gut 15 Jahren Martin Seligman die »Positive Psychologie« ausgerufen hatte, werden sie intensiv beforscht. Ein Forscherteam um Christopher Peterson versuchte, Tugenden zu kategorisieren, wofür zum einen auf philosophische und spirituelle Texte aus allen Kulturen zurückgegriffen wurde, zum anderen auf die Weisheit von Experten.⁴³ Eine Frucht dieser Arbeit ist ein häufig eingesetztes, umfangreiches Inventar der Tugenden und Charakterstärken, das auch für Kinder und Jugendliche adaptiert wurde.⁴⁴ Auseinandergehalten werden sechs Tugenden, denen charakteristische Persönlichkeitsstärken (insgesamt 24) zugeordnet wurden, die das Kriterium erfüllen mussten, konkret messbar zu sein.

41 Alex M. Wood / Jeffrey Froh / Adam Geraghty, Gratitude and well-being: A review and theoretical integration. In: *Clinical Psychology Review* 30 (2010), 890–905.

42 Piercarlo Valdesolo / David DeSteno, Manipulations of emotional context shape moral judgment. In: *Psychological Science* 17 (2006), 476–477.

43 Peterson/Seligman (Anm. 5).

44 Emily Toner u.a., Character strengths and wellbeing in adolescence: Structure and correlates of the Values in Action Inventory of Strengths for children. In: *Personality and Individual Differences* 52 (2012), 637–642.

1. Weisheit, mit Stärken wie Neugier, Kreativität
2. Mut: Tapferkeit, Ausdauer
3. Menschlichkeit: Liebe, Freundlichkeit, soziale Intelligenz
4. Gerechtigkeit: Fairness, soziale Verantwortung
5. Mäßigung: Demut, Vergebungsbereitschaft, Selbstregulation
6. Transzendenz: Hoffnung, Spiritualität, Hoffnung, Ehrfurcht.

Das umfangreiche Messinstrument (240 Items), auch im Internet zu bearbeiten⁴⁵ und ins Deutsche adaptiert,⁴⁶ bewährte sich in zahlreichen Studien. Park und Mitarbeiter erhoben tugendhafte Charakterstärken in 54 Ländern (N = 117.676) und fanden – in verschiedenen Kulturen sehr übereinstimmend –, dass die Zustimmung zu Freundlichkeit, Fairness und Authentizität am stärksten war, die zu Demut/Bescheidenheit sowie Selbstregulation am niedrigsten.⁴⁷ In der Bundesrepublik wurden Fairness, Neugier und Liebe am stärksten favorisiert, Religiosität am wenigsten. Was besonders relevant ist: Tugendhaftes Leben wirkt sich wünschenswert aus, unter anderem beschleunigt es Genesungsprozesse.⁴⁸ Und nahezu alle Charakterstärken korrelieren hochsignifikant mit Lebenszufriedenheit und Glück, besonders stark Hoffnung, Fleiß, Freundlichkeit und Liebe, so in einem Sample von 12 439 US-Amerikanern und 445 Schweizern.⁴⁹ Dies spricht für das eudaimonistische Konzept des Glücks, das keineswegs nur aus Spaß herrührt, sondern vielmehr einem tugendhaften Leben entstammt, was kaum überbietbar schon in der Nikomachischen Ethik des Aristoteles nachzulesen ist.

4 Evolutions- und neuropsychologische Aspekte

Dass wir da sein dürfen, verdanken wir abertausenden Generationen, die geboren wurden, kooperierten, starben. Weitertradiert wurden zumal solche moralische Einstellungen und Verhaltensweisen, die der inklusiven Fitness förderlich waren. In den letzten Jahren intensivierte sich das Interesse am evolutionspsychologischen Zugang zu moralischen Phänomenen. Instrukтив sind Bücher wie »The moral animal«,⁵⁰ die »Evolutionäre

45 <http://www.viacharacter.org/www/The-Survey>.

46 Willibald Ruch u.a., Values in Action Inventory of Strengths (VIA-IS). Adaptation and validation of the German Version. In: Journal of Individual Differences 31 (2010), 138–149. Internet (kostenlos): <http://www.persoenlichkeitsstaerken.ch/>.

47 Nansook Park u.a., Character strengths in 54 nations and the 50 US states. In: Journal of Positive Psychology 1 (2006), 118–129.

48 Christopher Peterson u.a., Greater strengths of character and recovery from illness. In: Journal of Positive Psychology 1 (2006), 7–26.

49 Christopher Peterson u.a., Strengths of character, orientation to happiness, and life satisfaction. In: Journal of Positive Psychology 2 (2007), 149–156.

50 Robert Wright, The moral animal. Why we are the way we are: The new science of evolutionary psychology, New York 1994.

Psychologie« von David Buss,⁵¹ »Philosophen und Primaten« von Frans de Waal.⁵² Diese präsentieren viele Fakten, die menschliches Verhalten, moralisches und unmoralisches, verständlicher machen, beispielsweise warum Männer schneller mit einer fremden Frau ins Bett gehen würden, warum sie sexuelle Untreue für schwerwiegender erachten, Frauen hingegen emotionale, warum in Stieffamilien Kinder häufiger misshandelt oder missbraucht werden. Der evolutionspsychologische Zugang zur Moral brachte insbesondere zu Tage, dass nicht das egoistische Verhalten der inklusiven Fitness förderlich war, sondern der reziproke Altruismus;⁵³ aber er steht in der Gefahr des naturalistischen Fehlschlusses, wenn aus (sozio-)biologischen Fakten das ethisch Richtige und Gesollte wird. Dies unterlief vor allem Robert Wright in seinem Buch »Das moralische Tier«, der die Angemessenheit von Monogamie, speziell für Männer, ernsthaft in Zweifel zog.⁵⁴ Dennoch: Moralphysikologie ist gut beraten, auch die evolutionär gewordenen Dispositionen des Menschen in ihre Reflexionen mit einzubeziehen.

Eine anregende Theorie der Moral, in die evolutionäre Gesichtspunkte integriert wurden, präsentierten Krebs und Denton.⁵⁵ Sie bezeichneten diese als »pragmatisch« und grenzten sie von der Gerechtigkeitsrationalität Kohlbergs ab. Jeder Mensch wolle die für ihn wichtigen Ziele (Grundbedürfnisse, Nachwuchs etc.) erreichen. Dafür sei es oft pragmatischer, in Kooperation zu treten, die aber stets durch Selbstsucht, Betrug, Trittbrettfahren bedroht werde. Alle Gemeinschaften entwickelten Regeln, um diese Gefahr zu minimieren bzw. die allen nützliche Kooperation aufrechtzuerhalten, auch dadurch, dass übernatürliche Agenten (Götter) gebildet wurden, von denen sich die Menschen beobachtet wähnten. In Kassen für freiwilliges Kaffeegeld wurde dreimal mehr gespendet, wenn auf diesen ein Augenpaar aufgemalt war.⁵⁶ Zudem nimmt diese pragmatische Moraltheorie an, dass Menschen Unrecht eher billigen, wenn eigene Interessen gefährdet und genetisch Nahestehende bedroht sind. In einer Diskussion über das oben erwähnte Dilemma auf der Fußgängerbrücke (einen fetten Mann vor die Tram stoßen?) beteuerten angehende Lehrerinnen, dies niemals zu tun. Als ihnen gesagt wurde, in der Gruppe, auf die das Tram zufährt, befinde sich ihr Kind, änderten die meisten die Meinung. Evolutionspsychologische Gesichtspunkte können

51 David Buss, *Evolutionäre Psychologie*, Berlin 2004.

52 Frans de Waal, *Philosophen und Primaten. Wie die Evolution die Moral hervorbrachte*, München 2011.

53 Stefan Klein, *Der Sinn des Lebens: Warum Selbstlosigkeit in der Evolution siegt und wir mit Egoismus nicht weiterkommen*, Frankfurt a.M. 2010.

54 Wright (Anm. 50).

55 Krebs/Denton (Anm. 11).

56 Martin Bateson u.a., Cues of being watched enhance cooperation in a real-world setting. In: *Biology Letters* 2 (2006), 412–414.

moralische (Fehl-)Entscheidungen verständlicher machen, aber sie können von ethischer Reflexion nicht dispensieren.⁵⁷

Evolutionspsychologie kooperiert oftmals mit der sogenannten Neuroethik, wofür an der Universität Oxford ein Forschungszentrum eingerichtet wurde. Frühere Studien fokussierten auf die neuronalen Prozesse bei Psychopathen, bei denen zumeist Läsionen im präfrontalen Kortex festgestellt wurden, so bei Phineas Gage, ein Eisenbahnarbeiter im 19. Jahrhundert, bei dem das Vorderhirn massiv geschädigt wurde, worauf der lebenswürdige Familienvater zum aufbrausenden Soziopathen und unbeherrschten Exhibitionisten wurde.⁵⁸ Untersucht wird die neuronale Tätigkeit auch bei Gesunden, wenn diese um moralische Entscheidungen ringen.⁵⁹ Aufgrund der hochkomplexen Struktur des Gehirns verständlich, sind jeweils zahlreiche Areale beteiligt, so der Stirnlappen, speziell bei empathischen und sozialen Prozessen, aber auch ältere Schichten, so das anteriore und posteriore Cingulum sowie limbische Strukturen, die stärker emotional eingefärbt sind, speziell bei moralischen Intuitionen. Joshua Greene inspirierte dies zum Aufsatztitel: »Vom neuronalen Ist zum moralischen Soll«. ⁶⁰ Genau daran wird auch ein Problem der Neuroethik ersichtlich, die künftighin sicherlich noch mehr intensiviert wird: Die In-Frage-Stellung der menschlichen Willensfreiheit. Dazu bekennen sich auch populäre Neurologen wie Gerhard Roth, für den ein menschlicher Willensakt den neuronalen Prozessen, speziell im limbischen System, nicht vorausgeht, sondern sich aus ihnen ergibt.⁶¹ Damit wird ein Fundament der meisten ethischen Systeme bedrohlich relativiert.

5 Kurze Implikationen

Im Rahmen dieses Aufsatzes konnten nur wenige Blumen aus dem bunten Strauß der Moralphychologie beschrieben werden. Aber es hat sich gezeigt: Moralphychologie ist viel reichhaltiger als bloß Stufen des moralischen Urteils, die nachhaltig in die Religionspädagogik einwirkten. Und: Viele Annahmen von Kohlberg erwiesen sich als problematisch, speziell die der strukturellen Konsistenz der Entwicklungsstufen.

57 M. Hourdequin, Evolutionary perspectives on ethics. In: Encyclopedia of Applied Ethics (Second Edition), Oxford 2012, 234–242.

58 Weltweit bekannt geworden durch Antonio Damasio, Ich fühle, also bin ich. Die Entschlüsselung des Bewusstseins, München 2000.

59 Prägnanter Überblick: Grant Gillet / Elizabeth Franz, Evolutionary neurology, responsive equilibrium, and the moral brain. In: Consciousness and Cognition 2014, <http://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S105381001400172X#>.

60 Joshua Greene, From neural ›is‹ to moral ›ought‹: What are the moral implications of neuroscientific moral psychology. In: Nature Neuroscience 4 (2003), 847–850.

61 Gerhard Roth, Das Gehirn und seine Wirklichkeit, Frankfurt a.M. 1997, 309.

Welche Implikationen ergeben sich aus den neueren Trends in der Moralphyschologie für ethisches Lernen? Solches geschieht, auch im Religionsunterricht, vielfach »kopflastig«, indem moralische Dilemmas diskutiert, Argumente für oder gegen eine Entscheidung erwogen werden, oft in der Absicht, Schüler auf höhere Stufen zu führen. Dies ist wichtig, weil ethische Diskursfähigkeit primär durch Praxis erlernt wird. Aber aufgrund aktueller moralphyschologischer Erkenntnisse ist es nicht unerheblich, in welcher Stimmung dies geschieht. Fröhlichkeit begünstigt utilitaristische Entscheidungen, aber auch, dass deontologische Verletzungen gebilligt werden; bei der Emotion moralische Erhebung ist es umgekehrt.⁶² Freilich: Stimmungen können im Klassenzimmer nicht beliebig produziert werden. Jedoch wäre es durchaus angemessen, im Religions- und Ethikunterricht vermehrt moralische Emotionen zur Sprache zu bringen, auch bei der Diskussion moralischer Dilemma, etwa bei dem weltbekannten von Heinz: Wie fühlt sich wohl seine Frau, nachdem er das Medikament gestohlen oder nicht gestohlen hat? Dies umso mehr, als zahlreiche neuropsychologische Studien nachwiesen, dass bei der Reflexion moralischer Dilemmas limbische Strukturen stark aktiviert werden.⁶³ Empfindungen verbalisieren zu können ist eine starke Komponente der für das Wohlbefinden zentralen emotionalen Intelligenz. Nicht nur Emotionen könnten vermehrt zur Sprache gebracht werden, sondern auch die gelegentlich als altväterlich belächelten Tugenden. Das Inventar von Peterson und Seligman bietet wertvolle Orientierungshilfen. Und insbesondere ist nie zu vergessen, was Aristoteles in der Nikomachischen Ethik schrieb: »Ebenso werden wir gerecht, indem wir gerecht handeln«⁶⁴ – eine Erkenntnis, die lernpsychologisch bestens untermauert ist.

Auch wenn Evolutionspsychologie verständlich machen kann, wie sich Menschen moralisch verhalten, oder (vielleicht häufiger) auch nicht (Seitensprünge von Männern, betrügerisch in die eigene Tasche wirtschaften), und wie wichtig moralische Emotionen auch sind – in öffentlichen ethischen Bildungsprozessen ist und bleibt es indispensable, der Stimme des Intellekts – auch wenn sie Freud zufolge nur »leise« ist⁶⁵ – Gehör zu verschaffen. Denn: Viele moralisch relevante Emotionen können höchst unmoralisch sein.

Dr. Anton A. Bucher ist Professor für Religionspädagogik an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Salzburg.

62 Nina Strohminger / Richard Lewis / David Meyer, Divergent effects of different positive emotions on moral judgment. In: *Cognition* 119 (2011), 295–30.

63 J.F. Christensen & A. Gomila, Moral dilemmas in cognitive neuroscience of moral decision-making: A principled review. In: *Neuroscience and Biobehavioral Reviews* 36 (2012), 1249–1264.

64 Aristoteles, *Nikomachische Ethik* 1103 a 33.

65 Sigmund Freud, *Gesammelte Werke*, chronologisch geordnet XIV, Frankfurt a.M. 1972, 377.